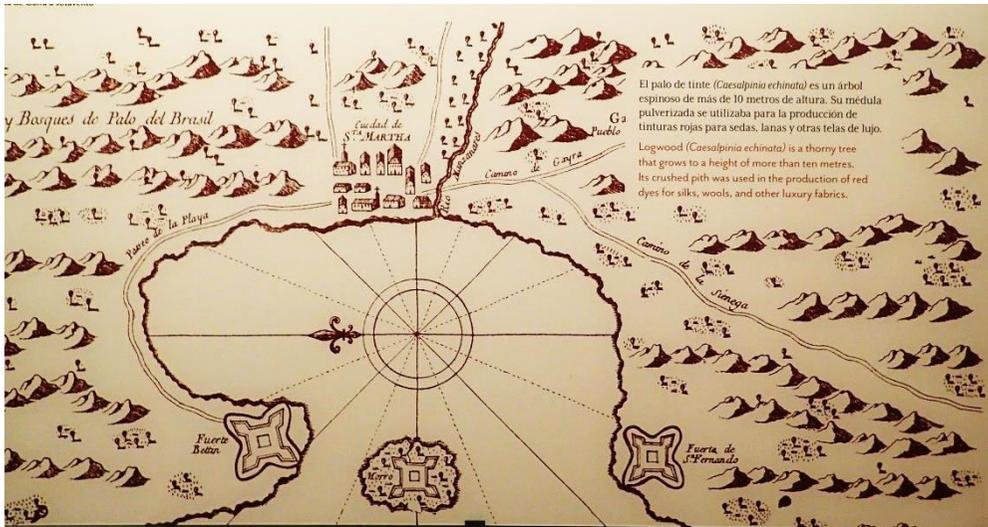


Ländliche Wanderungen, Kolumbien 2014



Santa Marta

Santa Marta ist unser erster Hafen in Kolumbien; und es war auch die erste Stadtgründung durch die Spanier im Jahre 1525,



Cartagena, Bogota, Mompox folgten in den nächsten 12 Jahren. Heute ist Santa Marta eine quirlige Stadt mit einer lebhaften



Altstadt, die Straßen sind noch aus der Gründungszeit im Karree angelegt, ein Konzept das auch auf die neuzeitlichen Stadtviertel übertragen wurde. Ein moderner Industriehafen für Kohle-, Bananen- und Blumenexport liegt im Norden, mittig der Stadtstrand mit Promenade sowie dem modernen Yachthafen, der 2011 in Betrieb gegangen ist. Die Verkehrsverbindungen sind gut, die Marina sauber und sicher,



in der Stadt ist alles erhältlich, nur an Bootszubehör mangelt es, ansonsten ein guter Ausgangspunkt für Touren ins

Landesinnere. Man kann auch vor dem Yachthafen ankern, allerdings muss man in der Bucht mit ablandigen Böen aus dem hohen Gebirge rechnen, die bis zu 90 Km/h schnell werden; das Schiff hier unbewacht zu lassen scheint uns nicht ratsam. Für das Einklarieren muss ein Agent beauftragt werden, wir nehmen die Dienste von Dino in Anspruch. Die gesamte Prozedur erstreckt sich über eine Woche in der wir jedoch nur einmal beim Hafenamt erscheinen müssen. Die Kosten belaufen sich auf 260 Dollar für den Agenten und ca. 100 Dollar für die Ämter. Für die Twiga zahlen wir ca. 600 Dollar Liegeplatzgebühren, darin sind Wasser und Strom enthalten. Fünf Wochen bleiben wir im Hafen, unternehmen Ausflüge und sehen dennoch nur einen kleinen Bruchteil dieses riesigen und vielfältigen Landes.



Minka

20 Km von Santa Marta entfernt liegt dieser kleine Ort an den Hängen der Sierra Nevada, erreichbar mit einem „Collectivo“, einem Auto das Passagiere einsammelt und auf bestimmten Routen unterwegs ist, dabei nach den Wünschen der Gäste auch Umwege macht um sie abzuholen oder zum individuellen Ziel zu bringen. Für umgerechnet 4 Dollar werden wir 40 Km nach Minka gefahren; die Straße besteht aus einer unbefestigten Piste mit tiefen Schlammlöchern, engen Kurven, Moped Taxis



sind hier zusätzlich unterwegs. Außerhalb von Minka betreibt ein Schweizer Freund von Helgas Tochter eine Posada; der Weg dorthin führt über kaum befahrbare Pfade durch die



Berglandschaft, kleine Finkas säumen den Weg, größere, gepflegte Anwesen zeugen davon, dass das kühlere Klima in den Bergen von Wohlhabenden geschätzt wird. Ein Wanderweg führt zu einem Wasserfall, alles gut erreichbar für jeden der



halbwegs gut zu Fuß ist. Wir finden die Posada, der Schweizer ist nicht zuhause, er führt gerade eine Gruppe auf einer zwei Wochen-Tour durch Kolumbien. Die Herberge ist wunderschön



gelegen, phantasievoll gestaltet, hier einige Tage zu verweilen, entspannte Wanderungen in der Umgebung zu unternehmen scheint verlockend. Und nicht nur er hat das touristische Potential der Gegend erkannt: unten im Dorf gibt es



Reiseunternehmer die Abenteuer für Rucksacktouristen anbieten, die Unternehmen werden von Europäern, Amerikanern genauso geführt wie von Kolumbianern. Hier arbeitet eine erste Generation von Reiseunternehmen, in zwanzig Jahren wird die Szene wesentlich anders sein, die Bequemlichkeiten mit dem Alter der Besucher wachsen, die Improvisation der Gegenwart durch organisatorische Routine und Kapital geglättet werden.

Lost City

Auf 1200 Metern Höhe liegt am Hang der Sierra Nevada de St. Marta Lost City, 1972 wurden die Ruinen entdeckt; und erst seit wenigen Jahren ist diese Stadt der Tayrona Indianer für Reisende zugänglich. Im 17. JH. wurde die Stadt nach über 1500 Jahren der Besiedelung aufgegeben.

Bis auf ca. 30 KM kann man mit einem Jeep heranzufahren, danach müssen die Besucher wandern. Auf den letzten 20 KM mit dem Jeep wurde die „Straße“ zu einem schlammigen Pfad der dem Allradantrieb des Fahrzeuges einiges abforderte, erst danach schließt sich ein Marsch in mehreren Tagesetappen



durch ein zerklüftetes Bergterrain an das vom tropischen Regenwald bedeckt wird.

Die auf der Karte eingetragenen Tagesdistanzen von 8–16 Km erscheinen leicht zu bewältigen. Doch es kommt anders, denn diese Distanzen entsprechen der Luftlinie, keiner hat sich die Mühe gemacht all die Windungen der Pfade, die vielen Höhenmeter hoch und runter zu messen. Die Pfade verbinden die Indianerdörfer, deren Einwohner weitgehend von der industriellen Zivilisation abgeschottet leben. In den kleinen Dörfern gibt es weder Strom noch elektronische Kommunikation, alle Wege müssen zu Fuß gemacht werden, schwere Lasten werden von Maultieren transportiert; für Pferde



ist das Gelände zu steil, zu steinig, rutschig, unwegsam. Fast jeden Tag regnet es, in kurzer Zeit schwellen die Wildwasser an, ein Pfad verwandelt sich in einen Bach, der lehmige rote Boden wird matschig, rutschig. Vielerorts geht der Weg fast

unerkennbar über Felsbrocken, windet sich um Bambusdickichte. An einigen Stellen sind Felsstufen erkennbar, Hinweise auf die Zeit vor mehr als 500 Jahren als die Indianer in diesen Bergen eine Hochkultur beherbergten, deren Ansiedlungen mit gepflasterten Wegen verbunden waren.

Die heutigen Indianer leben meist in runden oder ovalen Bambus-Hütten, auf einem Steinfundament ruhend deren Wände aus dünnen Stangen bestehen die mit einem Gemisch aus Geflecht und Lehm abgedichtet werden. Frauen und Kinder haben eine Hütte, der Mann jeweils eine für sich. Kleine wilde Schweine wieseln herum, halb domestiziert,



Mango, Papaya, Mais, Koka wird angebaut, der Wanderer kann sich gelegentlich einige Blätter zur Stärkung nehmen und kauen. Die Indianer leben von den Tälern bis hinauf auf 5000 Metern Höhe, oberhalb von 3000 Metern wird dem Fremden fast nie der Zutritt gewährt, es heißt, dass viele der dort lebenden Eingeborenen noch nie einen Fremden gesehen

hätten. Und auch in den niedrigen Lagen werden die möglichen Pfade nur zeitweise für die besuchenden Wanderer freigegeben, andere wieder gesperrt; die jeweiligen Häuptlinge und Schamanen wachen über die Abgeschlossenheit ihres Landes, über das sie eine weitgehende Macht ausüben. Ein Schamane berichtet, dass die Tayrona Indianer keine Schriftsprache haben, die Traditionen auf mündlicher Weitergabe beruhen, alle Menschen sehr alt werden, so um die 90–100 Jahre; Geburtenregister gibt es nicht, wie alt der einzelne jeweils ist, weiß auch keiner so genau, Zahlen spielen anscheinend nur in der Begegnung mit den Fremden eine Rolle. Die in Kolumbien verbindliche Schulpflicht gilt hier nicht; es werden aber angeblich 25 % der Knaben zur Schule geschickt, sodass es an den Schnittstellen zum restlichen Land Stammesangehörige gibt, die sich in beiden Welten zurechtfinden.

Die meisten Indianer denen wir begegnen sind scheu, grüßen



nicht, schauen weg, eine abweisende Indifferenz, die wahrscheinlich auf Unsicherheit und Unkenntnis beruht. Feindseligkeit oder gar Aggressivität spürten wir nirgendwo. An zwei kleinen Siedlungen führt der Pfad vorbei, die Kinder schwanken zwischen Scheu und Neugierde, die Erwachsenen ziehen sich zurück.

Die Wanderung an der wir teilnehmen wird von Kolumbianern geführt, die, obwohl nicht indigen, in der Gegend leben. Selbständige Erkundungen der Sierra sind nicht gestattet. Unsere beiden Guides sind umsichtig und freundlich, kennen



sich mit der Natur, der Historie aus, helfen wenn nötig bei schwierigen Wegstrecken und arbeiten in den Hütten in der Küche mit, verteilen Verbandszeug, sind ständig um die Gäste mit Achtsamkeit bemüht. Einige Stationen sind aufgebaut



worden in denen die Wandergruppen nachts untergebracht werden; Hängematten unter einem Blechdach oder lange offene Hütten mit festen Schlafstätten, alle mit Moskitonetz; Duschen und Toiletten sind vorhanden und nach einem Wandertag auch sehr willkommen. In einer Hütte gibt es zum Abend sogar Strom, der Generator funktioniert ausnahmsweise, ansonsten wird auf dem offenem Feuer gekocht, und es ist nicht nur der



Hunger nach einer anstrengenden Wanderung der das Abendessen lecker macht! Reis, Rindfleisch, Fisch, Gemüse: alles wurde auf Maultieren zu den Hütten transportiert, ebenso wie die Güter für die Indianer. Die Hütten werden von der Naturschutzbehörde betrieben, die auch die Führer bereitstellt. Kerzenlicht zur Nacht und frühzeitige Schafruhe beenden den Tag.

Die Wandergruppen setzten sich fast ausschließlich aus jungen Leuten zusammen, Durchschnittsalter um 25 Jahre, fitte Rucksacktouristen, die derzeit im Fremdenverkehr Kolumbiens eine große Rolle spielen. Schon kurz nach dem Start zieht sich die Gruppe auseinander, ein Führer voran ein zweiter als „Lumpensammler“ hinterher. Helgas marodes Knie macht bald Schwierigkeiten, die 5-Tagestour wird für sie schmerzhaft, wir bilden das Ende der Gruppe. Und dennoch hält sie durch, bewahrt sich das Auge für die wilde Schönheit der uns umgebenden fremdartigen Landschaft.



Strömender Regen, Flüsse müssen gequert werden, über eine



Hängebrücke, die maximal drei Personen trägt geht es weiter, steile rutschige Hänge –hinauf ist noch relativ leicht– hinunter umso schwieriger. Ein Bad im Fluss ist erquicklicher Weise auch möglich, das Wasser klar und wohlschmeckend. Die Flussbetten weisen riesige gerundete Granitblöcke auf, die Ufer zeigen Auswaschungen bis zu 5 Metern Höhe; unser Führer berichtet, dass noch vor 40 Jahren die Flüsse wesentlich mehr Wasser führten als heutzutage. Die Urwald Dickichte außerhalb der Pfade erscheinen uns undurchdringlich, umso mehr freuen wir uns



über sich auftuende Fernsichten, die sich durch gelegentliche Felder und Rodungen der Indianer ergeben.

Am Ende der jeweiligen Tagestouren sind wir geschafft, auch die jungen Leute sind müde, Blasenpflaster haben Hochkonjunktur und wider Erwarten kann man sogar Bier bekommen, samt Kühl-Eis im Container auf des Mulis Rücken uns voran transportiert, das beste Bier der Welt! Die Nacht im Hängemattenlager- für die meisten Reisenden eine ungewohnte Schlafstatt- ist überraschend ruhig, alle sind hinreichend müde um bald einzuschlafen.

Hosen, T-Shirts, Socken, alles ist triefend nass, wird zum Trocknen aufgehängt, doch in der feuchten Luft trocknet über





Nacht nichts, am Morgen müssen alle wieder in die nassen Klamotten steigen. Eigenartig mutet an, wie die jungen Leute auch hier mit großer Sorgfalt darauf achten, dass zu keiner Sekunde ein nackter Hintern erscheint. Auch der Umgang miteinander ist distanziert, lässt bei aller Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft kein Gefühl der Nähe, gemeinsamen sinnlichen Erlebens oder gar des gegenseitigen Begehrens aufkommen – wir beobachten dies mit Erstaunen, es ist uns befremdlich, offensichtlich hat diese Generation andere, sich bedeckt haltende Konventionen.

Ziel der Wanderung ist Lost City, eine große städtische Anlage in den Bergen, strategisch fast uneinnehmbar auf Terrassen gebaut mit einer fulminanten Sicht über das Tal. Es erinnert von der Lage her an Thermessos in Lykien, das selbst einem Alexander widerstand.



Und in der Tat haben die Spanier nie einen Fuß hierher gesetzt. Sie blieben in den Tälern, brachten Infektionskrankheiten mit, dezimierten dort die Bewohner die wiederum Kontakt zu den Bergindianern hielten. Diese erlebten, wie sich die Krankheiten rasant ausbreiteten, hielten die Talbewohner für schuldig und starteten ihrerseits Überfälle mit dem Ziel die Talbewohner gänzlich auszurotten. Nur: ohne die Talbewohner fehlte ihnen der wirtschaftliche Hintergrund für ihre großen Berg-Siedlungen und Städte die mithin auch verlassen wurden, die Spanier brauchten nur zuzuschauen...

Über 1200 Stufen müssen erklommen werden um die letzten 400 Höhenmeter zu überwinden, kleine schmale Stufen, gemacht für die zierlichen Indianerfüße, deren Besitzer nicht über 140 cm groß wurden. Unsere Wanderschuhe passen gerade zur Hälfte auf eine Stufe.



Abgerundet durch die Jahrhunderte, überdeckt von nassen Blättern, Algen und Moos gleichen sie eher einer Rutschbahn als einer Stiege; mit großer Vorsicht ist jeder Schritt zu tun! Und am Abend berichtet der Führer stolz, dass es heute keinen einzigen Unfall gegeben habe.

Die Terrassen wurden aus Steinplatten gefertigt, die man mittels Säure aus Schichtgestein längsgespalten hatte, etwas grob behauen, jedoch ohne die Steinmetz-Perfektion, die bei den Azteken und den Mayas zu sehen ist. Steinhäuser und gemauerte Tempel waren unbekannt. Auf den Terrassen standen Bambushütten, sie sollen denen gleichen, die auch heute noch von den Indianern genutzt werden. Aus den



Dächern ragen jeweils zwei tragende Stangen senkrecht empor, sie symbolisieren die beiden Gipfel der Sierra Nevada, durch diese Symbole kommt auch der göttliche Segen wie durch Antennen in die Hütten.

Die oberste Plattform ist von Bewuchs völlig frei gehalten, hier können auch Hubschrauber landen, die Armee hat nahebei ein Camp. Jetzt ist es zwar friedlich in dieser Gegend, doch noch vor wenigen Jahren herrschten hier Banden und Paramilitärs. Inzwischen soll es gelegentlich reiche Touristen geben die sich gegen 3000 Dollar mit dem Hubschrauber zu einer kurzen Sightseeing Tour heranfliegen lassen.

Für uns war das eigentliche Erlebnis nicht Lost City, sondern der Weg hierher. Für den Weg retour haben wir einen Tag länger eingeplant als auf dem Hinweg. Etwas mehr verweilen, sich umschaun, tut gut.



Die Farben der Flüsse wechseln im Laufe des Tages



überraschende Fernblicke, Agaven statt ragen auf,



endlich mal eine „bequeme“ Wegstrecke,



Familien sind auf Mulis unterwegs– nicht nur Indios sondern auch Hispanos,



die Grenze zwischen Wild- und Hausschwein ist nahe den Siedlungen fließend.



Die Gruppe trennt sich von uns, sie wollen so schnell wie möglich wieder nach Santa Marta: die Urlaube sind kurz und weitere Abenteuer, Rafting, Schluchten durchsteigen,

Tauchexkursionen etc. stehen noch auf den Urlaubsplänen bevor sie zurück an ihre heimischen Arbeitsplätze eilen.

An der Grenze zwischen Indianern und hispanischer Bevölkerung treffen zwei unterschiedliche Welten aufeinander. Die Indianer weitgehend autark in ihrer Dorfgemeinschaft, Häuser, Nahrung, die einfache hemdartige Kleidung alles selber hergestellt; die hispanische Bevölkerung lebt in Steinhäusern,



trägt die bunten Klamotten der Zivilisation, die Jugendlichen fahren Moped, Kinder haben Plastikspielzeug, in den Häusern laufen Fernseher, fast jeder trägt ein Handy, nichts davon wird vor Ort hergestellt. Gesünder und glücklicher schauen sie auch nicht aus, sind unserem Auge nur vertrauter.

Wir freuen uns auf die TWIGA, schätzen den Komfort an Bord heute viel mehr als vor einer Woche... die Tour war anstrengend, Blasen an den Füßen, einige Zehennägel defekt, die Gelenke quietschen. Auch für den Geländewagen war`s



etwas viel, eine Reifenpanne lockert den Heimweg auf.